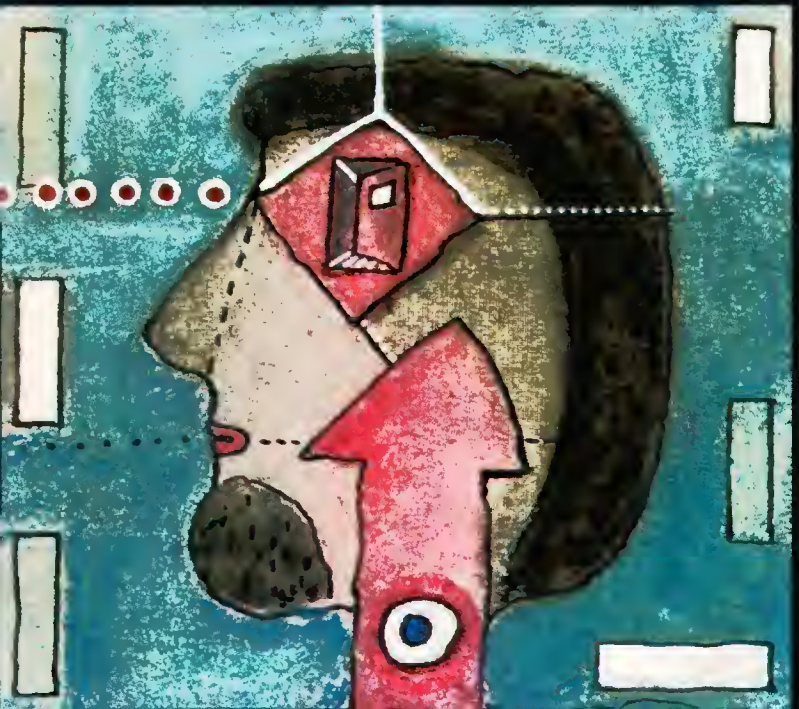
BLAULICHT 206

Ich morde heute zehn nach zwölf ★

Steffen Mohr



Blaulicht 206

Steffen Mohr
Ich morde heute zehn nach zwölf

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1980
Lizenz-Nr.: 409-160/110/80 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Brigitte Ullmann
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 455 2
DDR 0,25 M

O Herr, laß mich durchhalten, dachte der für einen Kaplan vielleicht zu gut gewachsene und mit einem zu schönen Gesicht begabte junge Mann. Natürlich kam ihm sein Aussehen, die braunen Augen zum Beispiel und das rotblonde, an Tippy Honnigans Wuschelkrause erinnernde Haar, gerade in einer Großstadtgemeinde zugute. Wußte man doch, daß die Jugend von Popstars wie Honnigan und Konsorten schwärmte. O Herr, barmte er innerlich, aber auf seinen Gesichtszügen malte sich nichts weiter als unbeschwerte Freundlichkeit. Im Miniradio lief mit angemessener Lautstärke das Pokalspiel Erfurt gegen Jena, das Kaplan Berger langweilte.

Der große Zeiger der Sakristeiuhr klickte und zog langsam auf fünf. Flüchtig sah der junge Priester auf die Uhr, die über dem kleinen römischen Kreuz hing. Dann schaltete er das Radio aus, versteckte es in der untersten Lade des Paramentenschranks und streifte sich den glänzend schwarzen Talar über Pulli und Jeans.

Nun ähnelte Kaplan Berger doch einer geistlichen Person. Von der Krause abgesehen, glich er fast aufs Haar einer der milden Heiligengestalten auf den großen bunten Bildern des Fräulein Klepzig. Zu ihrem Ärger waren diese bonbonsüßen Darstellungen heiliger Männer und Frauen vor einem Dutzend Jahren aus der Kirche entfernt und durch, wie sie unentwegt mäkelte, „häßliche moderne Fratzen“ ersetzt worden. Seitdem lehnten sie nebeneinander an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand des Wäschebodens. Die gute Pfarrhaushälterin vergaß bei keiner großen Wäsche, auf ihrer Ausstellung Staub zu wischen.

Das alles wußte der Kaplan. Es interessierte ihn ebenso stark, wie ihn weibliche Wesen überhaupt interessierten. Lutz Berger hatte sich, eigentlich bereits ab seinem fünfzehnten Lebensjahr, den Idealen seines Berufes verschrieben. Dazu paßte nun einmal keine Frau, war sie nun reizvoll und attraktiv oder eine alte Jungfer. O Herr, seufzte er noch einmal und schritt, als der große Zeiger auf eine Minute vor die Zwölf rückte, durch die niedrige Sakristeitür hinaus in die Kirche. Punkt fünf Uhr begann an jedem Sonnabend die Beichte.

Erwartungsgemäß fand Kaplan Berger das Gotteshaus leer. Durch die Scheiben des Seitenschiffs drang gedämpftes Licht. Das reichte im Sommer voll aus, um den Gläubigen, die bis sieben beichten kamen, das Lesen im Gebetbuch zu erleichtern. Den Kindern half es, die Krakelschrift auf ihren Sündenzetteln zu erkennen. Tiefere Dämmerung herrschte dagegen im Beichtstuhl.

In dessen mittleren Teil nahm Berger Platz und zog sogleich den violetten Vorhang hinter sich zu. Er schaltete ein schwaches Lämpchen ein. Das wollte er beim Eintreten eines Beichtkindes in den Seitenteil selbstverständlich wieder ausknipsen.

Der Kaplan mochte die Beichte nicht, weil er der Auffassung war, es sei richtiger, sich mit seinen Mitmenschen an einen Tisch zu setzen, um normal und bequem über alle Probleme zu reden. Freilich bestand diese Möglichkeit. Und wie oft hatte er junge Leute in seinem Zimmer unter dem Dach empfangen, damit er ihnen eine Last abnehmen oder gar einen Weg weisen konnte, Schwierigkeiten in der Lehre, zu Hause oder in der Schule zu klären! Leider gab es diese mittelalterliche, die sogenannte Ohrenbeichte noch, zu der man sich in eine „Holzkiste" zwängen mußte und das Beichtkind in die „Kiste" nebenan kroch. Da kniete es nieder, während er, der Priester, saß, und wisperte einem das Register seiner Sünden durch ein Gitter in der Trennwand ins Ohr. Unnatürlich. Unnormal.

Was wollte man machen? Die Gläubigen selbst verlangten nach solcher Geheimniskrämerei. Lutz Berger verstand sie nicht.

Er hatte ein in braunes Leder gebundenes Buch vorgenommen, das hier immer lag, und sann über die Worte nach: „Wahrlich,

Petrus, ich sage dir: Ehe der Hahn heute nacht kräht, wirst du mich dreimal verleugnen." Es war reiner Zufall, daß der Kaplan gerade über diesen Text meditierte. Das rote Leseband hatte an der Stelle gelegen. Irgendwo oben, vielleicht im Himmel, verhallte der letzte Schlag der Kirchturmuhr.

Der junge Geistliche hörte trippelnde Schritte, die sich dem Beichtstuhl näherten. An der Art, wie diese Schritte mit Andacht auf dem steinernen Boden auftraten und doch jenen Krach veranstalteten, den mit Eisen benagelte Schuhe in einer leeren Halle hervorrufen, erkannte er die Haushälterin, Fräulein Klepzig.

„Heiliger Nepomuk", schimpfte Berger leise. „Macht die Neugierde der alten Gans nicht mal vor der Beichte halt?" Als er, den bloß der dünne, etwas durchsichtige Vorhang von der übrigen Kirche trennte, ihre Geschäftigkeit merkte, wie sie, keine fünf Meter von ihm entfernt, auf den Heiligen Staub zu wischen begann, riß er das violette Fähnchen zur Seite.

Die Klepzig stand auf einer niedrigen Leiter und sah mit einer Mischung von Furcht und Angriffslust sofort zu ihm hinüber. Das Staubtuch hielt sie wie einen Wurfgegenstand in der knochigen Hand. Dazu lächelte sie Berger mit der Verlegenheit eines Menschen an, der sich im klaren darüber ist, das sein Äußeres einem im Dienst ergrauten Ackerpferd zum Verwechseln ähnlich sieht. Ihre großen weißen Zähne — sie besaß seit vierzehn Tagen ein neues, schlecht sitzendes Gebiß — blitzten gefährlich.

„Was wollen Sie hier?" herrschte der Kaplan sie an, und seine Wut hatte, mit der sanften Schönheit seiner Gesichtszüge gepaart, etwas rührend Überirdisches.

„Sehen Sie doch, Hochwürden", kam es knapp und nicht weniger energisch zurück.

„Haben Sie noch nie etwas vom Beichtgeheimnis gehört? Da, wo Sie herumfummeln, können Sie ja jedes Wort verstehen!"

„Ich fummele nicht, Hochwürden", sagte das Fräulein sichtlich beleidigt. Und wie ein Maler rückte sie, ohne von der Leiter herabzusteigen, diese mit einer heftigen Bewegung ihres aus-

ladenden Unterbaus etwa einen Meter fort. Dann wischte sie an den Bildern, den „Fratzen“ also, unbekümmert weiter. Mit einem Seufzer setzte sich der Kaplan auf sein Bänkchen zurück. Vorher schob er das Tuch zwischen sich und die Bosheit der Welt. Sein Erstaunen über das unglaubliche Benehmen mancher Leute sollte sich jedoch noch steigern.

Denn als erstes Beichtkind betrat etwa Viertel nach fünf ein siebzehnjähriges Mädchen, Heike Postlein, das dunkle Gehäuse. Er erkannte sie nicht nur an der Stimme; gleich zu Anfang gab sie offen zu verstehen, wer sie war.

Eine Liebesgeschichte, mein Gott. Und das Problem bestand darin, daß sie sich keinen Rat wußte gegenüber einem Jungen, in dem sie jetzt, nach dreijähriger unschuldiger Bekanntschaft als Mitschüler, den Mann entdeckt hatte. Sie fragte Berger, ob die Kirche inzwischen die Pille gestatte oder nicht.

Geduldig klärte Lutz Berger das Mädchen auf, daß der Papst alle Antibabymittel noch immer als Sünde betrachte. Anschließend informierte er sie, daß sie in den ersten Wochen, in denen sie die Babypille schlucken würde, keinen Verkehr haben sollte. Was ihn an der völlig normalen Geschichte aber beunruhigte, war, daß das Mädchen nicht zu ihm ins Pfarrhaus kam, wie es andere Jugendliche taten, sondern den anonymen Beichtstuhl bevorzugte. Gegen alle Regeln der Beichtform fragte der Kaplan sie danach.

„Hier“, flüsterte Heike Postlein (sicher errötete sie in diesem Moment), „ist es mir angenehmer, solche Sachen zu bereden. – Ich glaub' dann“, sagte sie nach einem Schlucken, „nicht Sie sind es, mit dem ich rede, sondern Gott selbst, der über alles, was ich sonst niemandem eingestehen würde, schweigt wie – wie ein Grab!“

„Deine Sorgen“, sagte der Kaplan nach einigem Zögern, „erzählst du nach alter Kirchenauffassung ja auch nicht mir persönlich, sondern tatsächlich Gott. Ich bin nur Gottes Ohr. Schweigen, das weißt du, muß ich über alles, was in der Beichte geredet wird. Selbst wenn mich jemand dafür umbringen wollte. Der Ort jedoch, Heike, an dem du mir beichtest, könnte auch – na, zum Beispiel die Plattform des Fernsehturms sein!“

„Ich weiß!" Das Mädchen kicherte aus irgendeinem unverständlichem Grund. „Nur finde ich so einen Beichtstuhl wahnsinnig romantisch!"
Während er ihr die Lossprechung gab, überlegte der Kaplan, ob für manche jungen Leute der Sinn der Kirche nur noch in dieser seltsamen Romantik bestand.
Als sie hinaus war, lauschte er einen Augenblick lang nach draußen. Wie die Geräusche verrieten, wurde die Haushälterin mit dem Polieren des heiligen Maximilian, der dem Beichtgehäuse am nächsten stand, ewig nicht fertig. Eine halbe Stunde etwa verging, in der der Kaplan einerseits Muße hatte, die Leidensgeschichte des Begründers der christlichen Religion bei allen vier Evangelisten im Vergleich nachzulesen, andererseits aber ständig davon abschweifte, um sich Gedanken über die unverbesserliche Neugier des alten Fräuleins zu machen.
Im Pfarrhaus waren sie drei. An erster Stelle der alte, auf einem Auge ganz, auf dem anderen halb blinde Gemeindepfarrer. Ihm, Monsignore Weisbach, dem päpstlichen Hausprälaten und Erzpriester, mußte der Meßdiener bei der Verrichtung seines Amtes die Altarstufen immer hinauf und herunter helfen. Ihm galt die uneingeschränkte Aufmerksamkeit der Haushälterin, welche in diesem Anwesen schon drei alte Pfarrer überlebt hatte, daneben ungezählte Kapläne. Ihr allein war es nach Bergers Auffassung zu verdanken, daß die jungen Geistlichen ihre Stelle hier so munter wechelsten wie Dienstreisende ein schlechtes Hotel. Dagegen vertauschten die älteren ihr Amt einigermaßen rasch und freudig mit der Existenz eines Engels im Himmel.
Nichts gab es, was dieses Biest von Person nicht wußte. Keinen aber bespitzelte sie mehr als den jeweils neuen Kaplan, weil sie offenbar annahm, es könnt sich über kurz oder lang eines der Mädchen aus der Gemeinde in ihn verlieben. Als er an der Karatestunde, die er neben dem Jazzkreis und dem Beatzirkel in sein Jugendprogramm aufgenommen hatte, zwei Mädel teilnehmen ließ, war sie dazwischengefahren wie der biblische Riese Samson persönlich. Er solle als geweihter Priester solche Berührungen von Frauen an unzüchtigen Körperteilen gefäl-

ligst lassen – auch wenn Sport im Pfarrhaus zehnmal modern wäre!
Kaplan Berger mußte die enttäuschten Mädchen von den Stunden ausschließen. Denn Monsignore Weisbach machte seiner Wirtschafterin prinzipiell keine Vorschriften. Und sie selbst, die die Mädchen hätte anfassen dürfen, verstand trotz ihrer kräftigen Statur leider nichts von Karate.
Die Kirchentür öffnete und schloß sich wieder, das war nach einer halben Stunde. Die Person, die hereingekommen war, hatte einen leichten, doch zögernden Gang. Sie blieb nach wenigen Schritten stehen. Offenbar verrichtete sie gleich nach ihrem Eintritt im Schatten des Chorbalkons ein Gebet. Nach einer Weile näherten sich diese zaghaften, beinahe schleichenden Schritte dem Seitenschiff, wo der Kaplan saß und abwartete, wer nun zu ihm beichten kommen würde. Während er noch überlegte, ob er es gleich mit einem Mann oder einer Frau, einem jungen oder alten Menschen zu tun haben würde, stieg Furcht in ihm hoch.
Berger wußte selbst nicht, warum ihn diese ängstliche Ahnung befiel. Der ehemalige Leistungssportler in ihm flüsterte: „Scheißkerl! Was hast du? Reiß dich zusammen!" Das war der Augenblick, in dem ihn die Anwesenheit der Klepzig, die eben einen kurzen, trockenen Husten ausstieß, außerordentlich beruhigte.
Eine breitschultrige Gestalt kniete dicht neben ihm, nur durch die Holzwand getrennt, nieder; sie war durch das Gitter schwer zu erkennen. Offenbar handelte es sich jedoch um einen Mann. Der bedeckte, ehe er zu reden anfing, das Gesicht mit den Händen. Dazu schnaufte er so erbärmlich, als läge ihm ein unverdauter Knochen im Magen. Lutz Berger knipste das Lämpchen aus und eröffnete das Gespräch routinegemäß. Im Dunkeln schlug er ein Kreuzzeichen und flüsterte: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes."
„Ich komme direkt aus'm Knast." Es war das erste, was der Mann mit einer fast sympathischen, allerdings ziemlich erregten Stimme hervorbrachte. Bei dieser ungewöhnlichen Eröffnung entsann der Kaplan sich, wie der Erzpriester einmal, als

sie zu dritt am Mittagstisch saßen, über die Vertrauensseligkeit mancher Leute heute gejammert hatte. In diesem Zusammenhang erwähnte er einen Raubüberfall, den ein Gemeindemitglied vor ungefähr sieben Jahren verübt hatte. Prause – Georg Prause hieß der Täter.

Lutz Berger erinnerte sich an den Namen so genau, weil er an jenem Tag noch Brause beschaffen mußte, für das Kinderfest. Als der Erzpriester den Namen aussprach, hatte sich Berger das Wort Brause auf die Serviette notiert, wobei er sich versehen und „Prause" geschrieben hatte.

Wie hatte sich Monsignore Weisbach damals ausgedrückt? Ein fleißiger Kirchgänger, ja sogar häufiger Fahnenträger bei den Prozessionen wäre dieser Prause gewesen. So lange, bis er den Taxifahrer niedergeschlagen und das Geld, lumpige hundertachtzig Mark, geraubt hätte. Prause war in finanzielle Schwierigkeiten gekommen wegen einer anspruchsvollen Verlobten. Die hätte sich allerdings vor Prauses Einlieferung in den Strafvollzug von ihm getrennt. Die Sache endete böse, denn der Taxifahrer blieb sein Leben lang berufsunfähig.

Monsignore Weisbach kommentierte in seiner wehleidigen Art: „Da soll doch dieser Menschenkutscher vor Gericht ausgesagt haben, er hätte schon so etwas Gewalttätiges gewittert, als Prause einstieg. Aber er war der Meinung, wir lebten ja nicht im Westen, wo solche Überfälle zum Alltag gehören. Als ob der Sozialismus die Menschen besser machte! Nein, nein, nein, der Mensch an sich ist böse. Gott, der Herr allein, erlöst ihn aus aller Sünde."

Dem Kaplan schwante, daß der, dessen Atem ihn eben streifte, kein anderer als der aus siebenjähriger Haft entlassene Prause war. In seine Stimme mußte man sich erst einmal hineinhören. Die folgenden gestammelten Sätze verstand Berger überhaupt nicht. Hinzu kam, daß die Eimerketten der Bagger in dem nicht weit von der Kirche entfernten Tagebau eben jetzt ihr klapperndes, klingendes Geräusch hören ließen. Diese Töne verwirrten den jungen Priester immer noch. Jedesmal erschienen sie ihm wie die Laute gequälter Menschen, armer Seelen im Fegefeuer vielleicht. Und sie lenkten ihn, der zwar auch in einer

Industriestadt, nicht aber im Bergbaugebiet groß geworden war, im ersten Augenblick derart ab, daß das im gedämpften Ton hervorgebrachte Sündenbekenntnis sein Ohr nicht erreichte. Erst die nächsten Worte machten ihn hellwach. Jetzt schien es zu spät, Prause darauf hinzuweisen, daß er lieber flüstern sollte.

Zweierlei begriff Lutz Berger. Das eine, was Prause vortrug, erschien für einen aus siebenjähriger Haft Entlassenen völlig normal. Das andere fand er dermaßen absurd und gräßlich, daß es ihm den Atem verschlug.

Also, murmelte Prause, man kenne – „wie in einer Ehe" – im Knast zwei schlimme Zeiten, die nach dem ersten und die im siebenten Jahr. Da drehten viele Häftlinge durch, kriegten den „Knastkoller". Manche brächten die geballte Wut aus sich heraus, belästigten ihre Kumpel oder die Aufseher und handelten sich nach diesen Anfällen verschärfte Bedingungen ein. Andere, zu denen zähle er, würden die Depression in sich hineinfressen und den Ausbruch ihres Zorns für den Tag der Freiheit aufsparen.

Normal fand Berger Prauses Mitteilung, er habe sich in der ganzen Haftzeit vor allem nach einem gesehnt: wieder still in einer menschenleeren Kirche zu sitzen, mit sich und Gott allein. Das war ihm, da er Tag für Tag mit anderen Männern in einer Zelle hausen mußte, geradezu als das Paradies auf Erden erschienen. Denn er blieb, betonte Prause, „alle Jahre ein gläubiger Christ".

Aber seit dem sechsten Jahr habe er bis zum Ende der Haft mit einem Ekel von Mensch zusammengelegen, der genau wie er gestern früh entlassen wurde. Letzteres sei reiner Zufall gewesen, und der andere, ein recht gerissener Trickbetrüger namens Härmann – „Härmann mit ä", wiederholte Prause –, habe bloß vier Jahre abgesessen. Als sie gestern morgen gemeinsam auf die Straße traten, ihre dünnen Aktentaschen unterm Arm, hätten sie sich mit keinem Wort voneinander verabschiedet. Der eine sei die Straße rechts hinauf-, der andere die Straße links hinuntergelaufen. Sie hätten nichts vereinbart, und keiner habe dem anderen gesagt, wohin er ginge.

Aus nächtlichem Geflüster Härmanns mit einem anderen Zelleninsassen wisse Prause jedoch, daß Härmann heute abend mit alten Kumpanen ein gewaltiges Besäufnis veranstalten wolle. „Am Sonnabend im Krug", habe er gesagt, „und zwar bis zum Umfallen."
Der Krug war, wie Lutz Berger wußte, eine verräucherte Bergarbeiterkneipe, vor der Stadt an der alten Kippe gelegen. Die Gaststätte stand eigentlich schon im Wald, wenn man die vor einigen Jahren gepflanzten Birken als Wald bezeichnete.
Das wäre noch so ein irrer Zufall, meinte Prause, daß Härmann in der gleichen Stadt wohne. Er habe ihn aber vor der Inhaftierung nicht gekannt. Kaplan Berger wollte schon wieder weghören, er fand Prauses Schilderungen zu weitschweifig. Außerdem fragte er sich und hätte auch Prause gleich die Frage gestellt, was er denn eigentlich bereue und zu beichten habe? Da jedoch nannte der Mann das Gräßliche, wozu er offenbar fest entschlossen war.
„Die schwerste Sünde meines Lebens war, daß ich den Taxifahrer niederschlug. Na, habe hart dafür büßen müssen. Sieben Jahre lang in 'nem Hotel ohne Klinke. Doch gibt's ein noch schwereres Verbrechen. Und ich sag' Ihnen: Das verübe ich heute nacht. Ich beichte meine Sünde im voraus und bereue sie im voraus – und ich weiß, Sie könn' mich von so 'ner Sünde nicht lossprechen, Herr Kaplan. Aber Sie könn' auch nicht zur Kripo gehen und meinen geplanten Mord anzeigen. Sie hab'n Schweigepflicht. – Heute, wenn er stinkblau aus der Kneipe kommt, heute zehn nach zwölf ermorde ich den Härmann."
Es dauerte, ehe Berger sich faßte. Er wußte aus Erfahrung, daß manche Leute im Beichtgespräch ihren Aggressionen freien Lauf lassen. Einen Moment lang schöpfte er Hoffnung, es würde so sein wie oft – man ereiferte sich, drohte, dies und jenes Böse zu tun, und wollte doch eigentlich nur ungestraft sein Inneres offenbaren. Am häufigsten hatten ihm diese gekränkten, oft sehr sensiblen Menschen von einem geplanten Selbstmord gesprochen. Doch in jedem Fall trieben sich alle diese Kandidaten weiterhin gesund und munter in der ehemals verhaßten Welt herum. Der Wunsch, jemanden zu ermorden, war ihm freilich

noch nie gebeichtet worden. Außerdem schien Prause das genaue Gegenteil eines sensiblen Menschen zu sein. Der entschlossene Ton, in dem er sein Geständnis ablegte, war leider nicht zu überhören.
Berger ermahnte den Mann, sich zu beruhigen, und setzte zu einer längeren Erörterung über das zweifelhafte Recht des Menschen an, seinen Nächsten zu richten, da letztlich Gott allein über Leben und Tod entscheide. Gott werde diesen Härmann über alles, was er auch immer Georg Prause im Zuchthaus angetan habe, einmal zur Rechenschaft ziehen, und dann...
„Härmann", fiel ihm der andere ungehalten ins Wort, „ist ein Teufel. Der betrügt die Justiz und wird selbst Gott reinlegen beim Jüngsten Gericht. Sie müssen sich das vorstellen: Wir kriegen 'n paar Zigaretten sonntags, die haben für die ganze Woche zu reichen. Er klaut meine aus dem Matratzenversteck. Aber nicht allein das. Gleichzeitig nimmt er 'nem anderen so'n paar Glimmstengel weg und schiebt sie unter meine Matratze. Der andere aber hatte seine Zigaretten gezinkt, also so'n Strich aufs Papier gekratzt. Und ich kriege nicht nur meine Flöten nicht wieder, sondern in der Nacht noch von den feinen Kumpels den Buckel voll. Oder er bekommt Päckchen von daheim. Dann frißt er das Zeug nicht bloß Stück für Stück vor meinen Augen auf, er verteilt diesem und jenem, der auch Päckchen kriegt, 'nen Riegel Schokolade, 'ne Scheibe Schinken oder andere Kleinigkeiten. Natürlich tut er das, weil er weiß, von den' kriegt er auch seinen Teil. Mich, dem niemand was schickt, lacht er aus. Eines Tages bringt er es sogar fertig, meine ehemalige Verlobte hochzuziehen. Wenn sie sich schon von mir getrennt hätte, meinte er, wäre es doch anständig gewesen von ihr, mir wenigstens ihr Bild mit in'n Knast zu geben. Sie müssen wissen, Herr Kaplan, alle hatten nämlich so'ne Bilder: von ihr'n Liebsten oder ihrer Verlobten oder von der Frau. Und er bietet mir ein anderes Mal so'n nacktes Weib, also 'nen Akt aus der Zeitung an, den er sich beschafft hat. Ich war natürlich scharf drauf, und wir feilschten gleich um den Zigarettenpreis. Dann aber, mitten im schönsten Gefeilsche, hat er's vor meinen Augen zerrissen. Und die Kumpels haben darüber wie Irre gelacht. Er

ist so'n Typ, wissen Sie, der sich großtun muß auf Kosten anderer. Ausgesucht hatte der mich, weil er wahrscheinlich gemerkt hat, daß mein Ärger über so was meist so ausfällt, daß sich die Meute darüber den Bauch zerfetzt. Ich könnte Ihnen noch jede Menge Schoten erzählen. Der Härmann ist kein Mensch, sage ich Ihnen. Hat mir den Kahn zur Hölle gemacht. Darum gebe ich Ihnen Brief und Siegel, daß er heute..."

„Herr Prause", unterbrach ihn der Kaplan, „warum erzählen Sie mir Ihren schrecklichen Vorsatz eigentlich?"

„Weil ich dann viel ruhiger ans Werk gehe. Ich mußte's jemandem ausquatschen, damit mir die Seele leicht wird."

„Abgesehen von der göttlichen Strafe – haben Sie denn keine Angst, daß Sie dafür wieder in den Strafvollzug gehen? Bedenken Sie: Diesmal käme lebenslänglich heraus!"

Ein unterdrücktes Lachen war die Antwort. Dann meinte Prause: „Keine Angst, Herr Kaplan. Der Mörder hat sich seine Tricks genau überlegt, sogar das Alibi. Natürlich haben Sie ein Recht, auch das zu erfahr'n. Mit seiner alten Wirtin wird der Mörder heute abend bis Sendeschluß in die Röhre gucken. Dann wird er gähnend gute Nacht wünschen und sein Zimmer aufsuchen. Die Zeit, die er danach abwesend sein wird, dürfte höchstens eine Stunde sein. Hin- und Rückweg einkalkuliert. Die Wirtin wird er aber gleich nach seiner Rückkehr noch mal in ihrem Schlafzimmer besuchen, im Pyjama selbstverständlich, und mit tausend Entschuldigungen, daß er so spät noch stört, nach der genauen Uhrzeit fragen und um 'ne Zigarette anbetteln. Die gute Alte kann gar nicht anders, als dem Richter feierlich meine Unschuld bezeugen!"

Der Kaplan überlegte. Es schien ziemlich sinnlos, Prause von seinem Vorhaben abzubringen. Er mußte nach dem uralten Kirchengebot, daß alles, was im Beichtstuhl gesagt wurde, keinem Dritten mitgeteilt werden durfte, den Mund halten. Vielleicht gab es so eine Klausel, die ihn dazu ermächtigte, zum Beispiel zum Schutz menschlichen Lebens, im Ausnahmefall zu reden? Er wußte das nicht genau und wollte es gleich heute nachlesen. Aber wie, wenn Georg Prause nun kurz vor der Tat ein Einsehen hatte, wenn er zuletzt doch davor zurück-

schreckte? Und er, der katholische Priester, war zur Kriminalpolizei gelaufen, die sein Beichtkind unverzüglich ins Loch stecken würde. Denn auch die Absicht des Mordes war strafbar und brachte Prause erneute Haft ein.
Noch einmal, inständiger als vorher, versuchte Kaplan Berger, den Mann von seinem traurigen Entschluß abzubringen. „Herr Prause", drang er in ihn, „Sie sind doch ein gläubiger Mensch... Sehen Sie, was der Gekreuzigte leiden mußte für uns. Da ist all unser Leid ein Klacks dagegen. Wie leicht hätte sich unser Herr an seinen Penigern rächen können. Er tat es nicht! Und Sie wollen Vergeltung? – Sie werden nicht froh dabei, ihr Leben lang nicht, Herr Prause..." Spätestens an diesem Punkt merkte der Priester, daß er gegen eine Wand redete. Nur ein leises Knacken in Prauses verkrampft gefalteten Händen antwortete ihm.
„Wie wollen Sie Härmann umbringen?" fragte der Kaplan und hoffte, daß Prause keine genaue Vorstellung davon hatte.
„Mit Handschuhen", kam es sofort. „Nur mit Handschuhen. Er hat mich, wissen Sie, auch so angefaßt – mit Seidenpfötchen. 'n Messer schafft Spuren, Herr Kaplan."
„Ist Härmann denn schwächer als Sie?"
Prause schnaubte verächtlich. „Meine Figur", sagte er. „'n Goliath. Aber sonst der ausgemachte Waschlappen. Im Dunkeln sehn wir uns zum Verwechseln ähnlich." (Diese Bemerkung sollte dem Kaplan und später auch der Kriminalpolizei allerhand Stoff zum Nachdenken geben.)
„Herr Prause, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Bis sieben habe ich hier in meinem finsteren ‚Wochenendhäuschen' auszuharren. Dann wird im Pfarrhaus zum Abendessen getrommelt, das sich etwa eine Stunde hinzieht." Berger dachte erst jetzt wieder an die Wirtschafterin und lauschte einen Augenblick lang angestrengt nach draußen. Dort war es merkwürdig ruhig geworden. „Ich schlage Ihnen vor, mich nach acht in meiner Dachbude zu besuchen. Dort könnten wir in Ruhe über die ganze Angelegenheit reden. Überlegen Sie es sich gründlich, Herr Prause. Gott stehe Ihnen bei. Ich werde jedenfalls bis Mitternacht auf Sie warten."

„Leg'n Sie sich aufs Ohr, Herr Kaplan", sagte Prause bestimmt. Dann nach einem Räuspern, das der Kaplan unter Umständen als eine Äußerung des Mitgefühls für seine verzwickte Lage werten konnte: „Tja, was ich noch sag'n wollte: Ich danke Ihnen. Ehrlich."
Damit erhob sich Prause und verließ den Beichtstuhl.
Seine Schritte waren jetzt schnell. Man konnte sie direkt beschwingt nennen, stellte Lutz Berger erstaunt fest. Wie die Schritte eines Menschen, dem eine große Last von den Schultern genommen wurde. Und die Kirchentür öffnete sich. Und fiel ins Schloß.

Das Abendessen, bei dem sie wie immer zu dritt am Tisch saßen, war von der Art, die Kaplan Berger als „schwache Leistung" zu bezeichnen pflegte. Natürlich wagte er angesichts der das bißchen Butter, die drei dürftigen Teller mit Gartensalat und den Rest Fisch vom Freitag auftragenden Haushälterin nicht, seine Meinung auszusprechen. Monsignore Weisbach zerteilte seinen Brathering so sorgfältig, daß niemand vermutet hätte, wie schlecht es um sein Augenlicht stand.
Sie aßen schweigend, bis der alte Pfarrer nach einer Weile die Bemerkung fallen ließ: „Ach – Prause, hörte ich, ist aus dem Gefängnis entlassen worden."
Kaplan Berger warf einen Blick zu Fräulein Klepzig. Hatte sie es dem Erzpriester erzählt? Ihre Physiognomie war vollkommen auf den Verzehr der Salatblättchen konzentriert. Sie erwiderte nichts.
„Ja, der Georg Prause..." Der Erzpriester lächelte sein stumpfes Greisenlächeln. „Nun hat er seine Schuld gebüßt. Besser hier als dort." Womit Monsignore offenbar die Hölle meinte. „Es wäre gut", plauderte er, „allen Menschen würde solche Gnade zuteil. Denn der Strafvollzug unseres Herrn und Gottes muß unvergleichlich härter sein als jedes irdische Gefängnis."
Was salbaderst du, dachte Lutz Berger ein wenig verbittert. Ich habe dem Prause seine Not im Knast voll nachfühlen können. Nur das nicht: den Zorn, diese Entschlossenheit zur Rache. Wie lange muß man eigentlich gequält werden, um die flüchtige

Anwandlung, den anderen umzubringen, in einen festen, unbeirrbaren Vorsatz zu verwandeln? Würde ich mich ähnlich verhalten? O Herr, dachte der Kaplan, was wissen wir von unseren Abgründen!
Im übrigen hatte er Monsignores Bücherschrank zu Rate gezogen. Eine Ausnahme-Klausel gab es nicht. Das Beichtgeheimnis war absolut.

Gegen zehn Uhr stellte Kaplan Berger ein halbstarkes, schreiend gelbes Buch, den neuen Chesterton, zurück ins Regal. Er hatte die Kriminalfälle des kleinen Pater Brown in einem Ritt durchgelesen. Das Unbehagen, das ihn seit einigen Stunden erfüllte, eine Art Platzangst, wie er sie von seinen Abschlußprüfungen her kannte, war dadurch nicht vertrieben worden, sondern hatte sich, im Gegenteil, verstärkt. Als katholischer Geistlicher fand er diese Art irisch-katholischer Reklame für einen Detektiv im Priestergewand reichlich penetrant. Er schaltete die Stereoanlage ein. Die hinter der Bücherwand verborgenen Boxen brachten leisen Jazz, wie Berger ihn mochte und wie der ihn eigentlich immer beruhigt hatte. Aus dem alten Kleiderschrank, der seit Menschengedenken die halbe Dachstube verstellte, holte er den Expander hervor. Berger entkleidete sich bis auf die Badehose und begann in der Mitte des Raumes mit dem abendlichen Training. Das Gleichmaß der Bewegungen, aber auch der Umstand, daß er seine Form steigern und eine sechste Feder einspannen konnte, ließen ihn allmählich ruhiger werden. Ein kurzes Klingeln brachte ihn wieder in die unheimliche Wirklichkeit dieses Sommerabends zurück.
Lutz Berger drückte auf den Summer, der automatisch die Haustür öffnete. Es hatte einen kleinen Kampf mit Monsignore und der Haushälterin gekostet, bis er sich diese Anlage hatte legen können, die es ermöglichte, daß Besucher zu ihm gelangten, ohne der Klepzig über den Weg zu laufen. Rasch zog er sich Pullover und Hose über. Dabei geschah es, daß er halblaut vor sich hin murmelte: „Vater im Himmel, laß mich stark und überzeugend sein." Ein schwaches Klopfen an seiner Tür kam

rascher, als er vermutete. (Also war Prause die Treppe geradezu hinaufgerannt!)
Lutz Berger rief mit gespielter Munterkeit: „Nur herein, wenn's kein Schneider ist."
„Verzeihen Sie, Herr Kaplan, daß ich so spät noch...", begann das Mädchen. Denn niemand anderes als Heike Postlein war es, die sich in ihrem angefangenen Satz jetzt unterbrach und den erstaunten Kaplan nun ungeduldig fragte: „Wo kann man sich denn hier setzen?" Etwas zu hastig hob er den Stapel Tonbänder vom Sessel. „Uff!" stöhnte die hübsche Schülerin, als sie sich auf das Polster niederließ. Streckte beide in abgewetzten Jeans steckenden Beine weit ab und bemerkte noch einmal: „Ooch – uff!"
Berger sah, daß sie geheult haben mußte.
„Altenfelder Jazz-Quintett?" fragte sie dann mit einem suchenden Blick dahin, woher die Musik kam und wo sie die versteckten Lautsprecher vermutete.
„Ja. Free-Jazz. Ich mag den", erwiderte der Kaplan.
„Ich auch. Manchmal."
„Machen einen ziemlich verhaltenen Stil bei dem Titel – findest du nicht?"
„Ist mir aber lieber", meinte das Mädchen, „als so'n irres Gequäke, Gerassele und Gepfeif."
„Man hört sich hinein." Berger schwieg und wartete, daß das Mädel nun von selbst erklären würde, warum sie gekommen war.
Der Hase lag genau dort im Pfeffer, wo es sich Lutz Berger bei einem schwatzhaften jungen Mädchen hätte ausrechnen können. Sie hatte den Rat mit der Pille, den er ihr heute nachmittag im Beichtstuhl gab, brühwarm der Mutter erzählt. Es war zu Vorhaltungen, Drohungen und der Ankündigung gekommen, „sie werde sich diesen Herrn Kaplan einmal vorknöpfen". Am Ende wußte Heike keinen anderen Ausweg, als aus dem Haus zu laufen und wieder Berger um Rat zu fragen.
Keine fünf Minuten dauerte es, bis der Kaplan das Mädchen hinausexpediert hatte. Grob, dachte er danach, vielleicht zu grob bin ich zu ihr gewesen. Aber das half alles nichts. Sie sieht

in mir so eine Art Ersatz für ihren geschiedenen Vater. Und als Vater muß man auch einmal hart sein.
Lutz Berger öffnete das Fenster. Er sah auf den kleinen Pfarrpark hinab, wo der Vollmond das Laub der Buchen gespenstisch aufschimmern ließ. Wenn die Mutter antanzt, überlegte er, wird es überhaupt keine Probleme geben. Ich bin nicht verpflichtet, mit einer in ihrer Ehe enttäuschten Frau über die Beichte ihrer Tochter zu reden. Höchstens über die Verbitterung, mit der sie alles betrachtet, was irgendwie nach Sex aussieht. Dazu bin ich freilich verpflichtet.
Es kam ihm so vor, als ob sich jemand auf dem schmalen Bodengang vor seinem Zimmer zu schaffen machte. Er ging zur Tür und lauschte in die Stille des Pfarrhauses hinein. Wirklich hörte er nun leise Schritte, die aber nicht auf seine Stube zugingen, sondern sich nach unten entfernten.
Er trat hinaus.
Da stand das Regal mit dem Eingeweckten. Er überflog die peinliche Ordnung der Kirsch-, Birnen-, Pflaumen- und Apfelmusgläser. Die Klepzig ordnete alles nach Jahreszahlen. Und er fand heraus, daß sie eben hier gewesen sein mußte, um ein Glas Knorpelkirschen, Jahrgang achtundsiebzig, aus der hintersten Reihe hervorzuholen. Warum hatte er sie nicht kommen hören? Er lachte leise, als er die Tür zum Dach, die auf Grund der defekten Klinke nur schwer schloß, offen fand. Berger entsann sich, daß sie am frühen Abend noch zugewesen war. Diese Tür, die zu einer kurzen Treppe und dann auf den Giebelboden führte, stand bloß angelehnt. Alles war offenbar: Die Haushälterin hatte das Mädchen kommen sehen, war ihr nachgeschlichen, hatte sich auf der Bodentreppe verborgen und versucht, das Gespräch im Zimmer mitzuhören. Zum Schein hatte sie ein Glas Eingewecktes mit hinuntergenommen.
Natürlich, dachte Lutz Berger, sie hätte mir, falls ich sie erwischt hätte, eingeredet, daß sie das Sonntagskompott hätte holen müssen. Aber genau diese Handlung, mit der sie ihre Spur verwischen wollte, hat mich auf sie aufmerksam gemacht. Es ist immer das gleiche: Wer seine Spur verwischt, schafft gerade dadurch einen neuen Hinweis auf seine Tat.

Ach was, überlegte der Kaplan, während er wieder in seine Dachstube ging, ich habe zu viele Krimis gelesen. Und das wirklich Ernsthafte des heutigen Abends, das, was mir eigentlich Kopfzerbrechen machen sollte, für eine Weile völlig vergessen.
Er sah auf die Uhr. Fünf nach halb elf. Zehn nach zwölf, hatte Prause angekündigt, ermorde er Härmann.
Es schlug drei Viertel. Dann elfmal tief, viermal hell. Lutz Berger konnte weder lesen noch sonst etwas anderes tun. Er lief im Zimmer auf und ab.
Um drei Viertel zwölf hängte er sich den Sommermantel um. Danach stieg er so leise wie möglich die Treppe hinab. Er lief zum „Goldenen Krug".

Es war bereits Sonntag, gegen drei Uhr früh, als Hauptmann Merks den weder sonderlich aufgeregten noch übermäßig niedergeschlagen wirkenden Kaplan ins Nebenzimmer schickte. Begleitet von einem Wachtmeister, das verstand sich von selbst.
Der an den Schläfen leicht ergraute Leiter der Morduntersuchungskommission rückte den kleinen Armsessel, von dem aus er nunmehr über eine Stunde lang Lutz Berger verhört hatte, vom Schreibtisch ab. Merks strich sich über die durch das angestrengte Vorbeugen leicht schmerzende Rundung seines Bauchs und sah mit zusammengekniffenen Augen zu Oberleutnant Zenker hinüber. Dieser Blick war fast ausdruckslos zu nennen. Nur jemand, der, wie Zenker, den Hauptmann jahrelang kannte, bemerkte an der engen Stellung der Augenlider, wie Gustav Merks den Fall einschätzte. Die Sache war wie selten eine Geschichte undurchschaubar. Sie war sogar im höchsten Grade verzwickt.
Die dritte Person im Zimmer, eine junge Protokollantin, blickte den durch die Ermittlung der unterschiedlichsten Tötungsverbrechen berühmten Merks mit den Augen eines gläubigen Kindes an. Frank Zenker zeigte etwas weniger Respekt. Er hatte sich sofort, als der Geistliche herausgeführt worden war, mit einem Satz auf die Schreibtischkante gesetzt.

„Dieser Klerikale", meinte er aufgebracht, „weiß viel mehr, als er zugibt. Und vielleicht hat er die arme Alte selber umgebracht. Ich glaub' an keine Gesichter, die wie Unschuldslämmer in die Gegend glotzen".
„Ich auch nicht", sagte Merks knapp. „Aber welchen Grund sollte ein katholischer Kaplan haben, seine fast siebzigjährige Wirtschafterin zu töten?"
Oberleutnant Zenker ereiferte sich. „Haben Sie denn nicht bemerkt, wie kühl er über den Augenblick sprach, als er diese Agnes Klepzig tot auffand – im Gras, hinter der Kneipe? Und merken Sie denn nicht auch, daß dieser voll auf jugendliche Wirkung bedachte Typ seine altmodische Wirtschafterin haßt? Die haben doch Spannungen gehabt – von Anfang an! Also, wenn ich mit so 'ner Schnüffelpflanze tagtäglich meine saure Arbeitszeit herumbringen müßte – ich glaube, da würde ich auch zum Molch!"
Merks sagte: „Der Zeuge ist nicht im Zimmer. Wir können uns also ruhig duzen, Frank."
„Ach – Scheiß!" Der Oberleutnant – übrigens bekleidete er erst seit drei Wochen diesen Dienstgrad – sprang von der Schreibtischkante. „Sie – Pardon, du! Du hast es immer mit deiner Menschlichkeit. Deinem Verständnis für alle und jedermann. Setzen wir diesen Kleriker doch hinter Schloß und Riegel. Dann sehn wir weiter, Pumpe."
„Da würden wir aber tagelang ziemlich alt aussehen", meinte Merks.
„He!" rief Zenker überrascht. „Du benutzt neuerdings auch einen jugendgemäßen Jargon?"
Zu der Protokollantin gewandt, sagte Merks: „Reichen Sie uns doch bitte Ihre Aufzeichnungen 'rüber." Dann, als er die Seiten in den Händen hielt, bemerkte der kugelige Hauptmann im gemütlichsten Ton der Welt: „Wenn der Jargon fetzt – warum nicht?"
Ehe Merks nach seiner Gewohnheit das Protokoll zu verlesen begann – es war eine unumstößliche Sitte des Hauptmanns, über das Schicksal des Verdächtigen mit seinen Genossen demokratisch zu beraten –, sah er noch einmal zu Zenker auf.

Wirklich: Er sah zu Zenker auf. Denn obwohl auch Merks jetzt aufgestanden war, zeigte sich der Unterschied in der Körpergröße zwischen dem Hauptmann und seinem Oberleutnant recht deutlich.
„Voreilige Schlüsse", sagte Merks, „dachte ich, hätten Sie längst überwunden. Sonst hätte ich Ihre Beförderung nicht bewilligt."
Merks benutzte nun selbst das „Sie". Und Zenker ließ sich daraufhin auf dem Sessel nieder, in dem bis vor kurzem Kaplan Berger gesessen hatte. Friedlich wie ein Soldat vor dem Posten, der seine Ausgangskarte kontrolliert.
„Fünf Minuten vor zwölf", las der Hauptmann vor, traf ich in der Gaststätte ‚Goldener Krug' ein. An der Theke kaufte ich Zigaretten, obwohl ich Nichtraucher bin. Als Erklärung dafür gebe ich an, daß ich für Besucher manchmal Rauchware dahaben muß. Danach unternahm ich einen kurzen Waldspaziergang, aber entfernte mich nicht weit von der Gaststätte. Nach Gaststättenschluß, den ich durch das Lärmen der hinausgehenden Leute bemerkte, befand ich mich hinter dem Objekt. Es war fast völlig dunkel, weil man in der Schankstube das Licht gelöscht hatte. Der Mond war mit Wolken bedeckt. Ich fühlte, daß ich nicht allein sein konnte, denn ich hörte Geräusche. Diese Geräusche möchte ich als ein unnatürliches Knistern von Zweigen bezeichnen, wie wenn jemand vorsichtig im Unterholz auftritt. Deshalb versteckte ich mich hinter einem Baumstamm.
Kurz darauf hörte ich einen erstickten Schrei und irgend etwas auf die Erde plumpsen. Ich lief in das Gehölz, das sich schräg hinter mir befand. Vorher oder in diesem Augenblick beschien der Mond wieder die Umgebung. Neben einem Gebüsch fand ich unsere Pfarrhaushälterin Agnes Klepzig. Sie lag in leicht gekrümmter Haltung mit dem Gesicht nach unten. Später oder gleich, das kann ich nicht genau sagen auf Grund der Verwirrung, sah ich den Herrenknirps neben ihr liegen. Der Verlauf der folgenden Minuten ist mir unklar. Ich habe wahrscheinlich dagestanden wie eine Salzsäule. Oder um Hilfe gerufen. Die Volkspolizei kam, dann der Wirt oder der Wirt zuerst, ich kann das nicht genau sagen. Ebenso kann ich weder

erklären, wieso die Agnes Klepzig zum Krug gegangen, noch, warum sie dort getötet wurde. Ich möchte keine falschen Verdächtigungen aussprechen. Das verbietet mir meine Auffassung von Moral.
Gelesen und genehmigt: Lutz Berger."
„Untersuchung der Tatwaffe nach Fingerabdrücken?" fragte Zenker. Und gab, als Merks die Stirn runzelte, selbst die Antwort: „Na klar, ist jetzt nicht möglich. Wette meine Urgroßmutter gegen drei solcher Intershop-Schirme, daß der Knabe Handschuhe anhatte."
Und als Merks zu einer Entgegnung ansetzte, der Oberleutnant aber genau wußte, daß es ihn wieder eine Rüge wegen der Formulierung „Knabe" kosten würde – konnte sich nicht genausogut eine Frau der Tatwaffe bedient haben? –, fuhr er fort: „Wenn ich das höre: Nichtraucher! Und geht um Mitternacht Zigaretten kaufen! Oder: ‚Versteckte mich hinter einem Baumstamm!' Diese dünnen Birken sind eher so was wie Alarmstreifen auf 'nem menschlichen Körper als eine Versteckmöglichkeit. Alles Asche. Bringen wir den Kleriker auf Nummer Sicher. – Mensch, Gustav! Der verschweigt doch was!"
Hauptmann Gustav Merks lächelte. Es war das typisch besserwisserische Lächeln, das seine Mitarbeiter längst kannten. Ein Lächeln, das mit dem Prädikat besserwisserisch freilich nur unvollkommen bezeichnet war. Es hatte wirklich etwas Überlegendes an sich.
„Frank", begann Hauptmann Merks. Er ließ die vertrauliche Anrede gehörig lange im Raum stehen. „Frank", wiederholte er, daß der Kaplan etwas verschweigt, ist so klar wie der Mond heute nacht. Aber meinst du, wir stoßen nur einen winzigen Hieb weiter vor, wenn wir ihn auf Eis legen? Erinnere dich, was du vielleicht einmal gehört hast über solche katholischen Priester: Wann verschweigen sie etwas? Und warum? Sie schweigen dann, wenn es um ihr Beichtgeheimnis geht. Irgend etwas hat dieser Berger unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses erfahren. Na, nun staunt mich nicht so an! Ja, auch Sie meine ich, Genossin Wachowiak! – Ihr müßt euch in die Psychologie des anderen versetzen können und keine vorgefaßte Polizeimei-

nung von ihm haben, so einfach ist das. – Warum also schweigt Herr Berger? Weil die geheime Beichte der Katholiken und das damit verbundene Vertrauensverhältnis zum Priester zu den wichtigsten Voraussetzungen gehört, mit denen seine Religion ihre Existenzberechtigung in unserer Zeit erhalten kann. Wir müssen das einfach respektieren."
Zenkers Blick konnte etwa bedeuten: Mensch, Merks, werde doch Katholik.
Merks meinte: „Wenn es keine bessere Idee gibt, schlage ich vor, den Kaplan zu beschatten. Alle Wege des Kaplans führen jetzt zum Täter. Deshalb müssen wir ihm auf den Fersen bleiben. Du, Frank, machst den Anfang. Bis heute mittag. Ablösung in drei Schichten. Entschuldige, daß dich als Oberleutnant... Aber die anderen Genossen sind auch Menschen und brauchen ihren Sonntag."
Zenker überlegte kurz. Dann nickte er. „In Ordnung."
„Einwände?" fragte Merks die junge Protokollantin.
„Keine", gab die zur Antwort.
Merks darauf: „Gut. Holen wir ihn."
Lutz Berger kam herein und setzte sich Merks gegenüber. Er ignorierte Zenker und gab durch ein andeutendes Rucken der Schulter zu verstehen, wie wenig ihn der Blick anfocht, mit dem Fräulein Wachowiak seine sportliche Figur musterte. „Ich möchte noch etwas zu Protokoll geben", sagte er.
„Ja – bitte!" ermunterte ihn Merks. Zenker warf die Augenbrauen nach oben.
„Der Knirps, der in der Nähe der Toten gefunden wurde, gehört mir. Ich lasse ihn immer unten im Vestibül stehen."
„Ist Ihnen klar, daß Sie sich mit dieser Aussage ziemlich belasten?" fragte Zenker in scharfem Ton.
„Ja." Die Antwort kam sofort und schlicht. Zenker suchte eine stumme Verständigung mit dem Hauptmann.
Aber der Blick aus den kleinen grauen Augen des Leiters der Mordduntersuchungskommission ruhte in den braunen des Kaplans, und fast mit einem Lächeln meinte Merks: „Sie sind vorerst entlassen. Halten Sie sich zu unserer Verfügung."
„Auf Widersehen", sagte Lutz Berger.

Der Hauptmann gab dem an der Tür wartenden Wachtmeister einen Wink. Man brachte ihn hinaus. Dreißig Sekunden später folgte Oberleutnant Zenker dem Verdächtigen.

Ihm war elend zumute, als er die Haustür aufschloß und die Treppe hinaufstieg, und in der ersten Etage überkam ihn der Ekel so, daß er gerade noch die Toilette erreichte, wo er sich übergab. Dann, nach einer ganzen Weile erst, trat er auf den Korridor hinaus. Er hörte den rasselnden, aber ruhigen Atem des alten Pfarrers. Ja, der schlief den Schlaf des Gerechten! Wie brachte er es ihm heute früh nur bei?
Da sah er wieder die Tote vor sich. Geronnenes Blut im Haar. Hinterrücks und geradezu trivial mit einem Schirm erschlagen. Sie war ihm nachgeschlichen, um ihn vor dem vermuteten Stelldichein mit einem Mädchen zu bewahren. Seine Unschuld, seine Ehre als Geistlicher wollte sie schützen. Wie damals bei der Karatestunde: Dazwischengefahren wäre die Gute, wenn sie ihn mit dem Mädel gesehen hätte. Den Schirm hatte sie sicher zum Schutz gegen betrunkene Nachtspaziergänger mitgenommen. Vielleicht bloß, um in ihrer eigenen Furcht vor der Dunkelheit einen Trost zu haben. Dieser Knirps, immerhin kompakt und griffig wie ein Schlagstock, war nun zum Instrument ihres Mörders geworden.
Alles lag klar auf der Hand. In der Dunkelheit wirkte die Klepzig mit ihrer kräftigen Statur und dem altmodischen Lodenmantel wie ein Mann. Sie hatte Prauses Größe, aber auch, wenn man Prauses Bemerkung in der Beichte trauen konnte, Härmanns Figur. Beide sahen sich ähnlich, aber keiner der beiden ahnte, daß es noch eine dritte Person gab, deren Schattenriß ihnen glich. So fiel sie dem Irrtum des Mörders zum Opfer. Wer war es, der sie hinterrücks getötet hatte?
Berger zog sich in seinem Zimmer aus und versuchte, in entspannter Haltung auf der Liege nachzudenken. Die Stehlampe ließ er brennen. Obwohl er schlafen mußte, um am Morgen fit zu sein, wollte er alle notwendigen Schritte schon jetzt überlegen.
Angenommen, Prause war der Täter. Hatte der aber nicht

davon gesprochen, daß er es „mit Samthandschuhen“ tun würde? Eigentlich war die Wahrscheinlichkeit größer, daß sich Härmann von Prause bedroht fühlte und ihm zuvorkam. Prauses Haß auf seinen Zellengenossen war bekannt. Doch welche Ausmaße besaß Härmanns Wut? Wenn der nun Georg Prauses Anwesenheit bemerkt, wenn ihm vielleicht einer seiner Saufkumpane den Tip gegeben hatte: „Paß auf – hinterm Haus habe ich einen rumschleichen sehen, als ich auf dem Klo war ...“ Die Kneipentoilette lag hinter dem Gasthaus im Hof. Keine zehn Schritte entfernt von der Toten.

Da war Härmann hinausgegangen. Vorsichtig, weil er gewarnt wurde. Hatte die Gestalt am Gebüsch gesehen – war lautlos auf sie zu, entriß ihr den Schirm und schlug sie nieder!

Auch Prause, überlegte der Kaplan, mußte die Tat bemerkt haben. Warum stürzte er sich nicht gleich auf Härmann? Wo befand er sich zu der Zeit? Nein, er wäre nicht auf Härmann losgegangen. Schließlich mußte er froh sein, daß sich sein Widersacher auf diese Weise selbst ins Unglück ritt. Oder er war gelähmt vor Schreck, wie ich. Oder gar nicht anwesend – hatte es sich anders überlegt?

Die Gedanken verfitzten sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Lutz Berger hatte sich wieder erhoben und lief im Zimmer auf und ab. Fest stand, daß er bei seinem Eintritt in die Kneipe, als ihm der Wirt die Packung Zigaretten verkaufte, den Stammtisch voll besetzt gesehen hatte. Einer war dabei, auf den Prauses Beschreibung genau paßte. Auch der mißtrauische Blick Härmanns, denn kein anderer konnte es sein, schien ihm typisch für einen Mann mit schlechtem Gewissen zu sein. Lutz Berger hatte sich das an den Wangen eingefallene, bleiche Gesicht des Mannes genau angesehen. Das graue Schläfenhaar über den starken Wangenknochen war ihm ebenso aufgefallen wie die im Gegensatz zu Georg Prauses Tatzen feingliedrigen, langen Hände. Solche Hände würgten nicht. Eine Schlagwaffe konnten sie jedoch führen ... Seltsam war außerdem, daß nachher zwar noch der Wirt, aber keiner der Gäste am Tatort erschien.

Seufzend löschte der Kaplan das Licht und kroch unter die Decke. Im Dunkeln stellte er den Wecker auf sechs. Als erstes

wollte er Monsignore schonend informieren. Dann würde er Prause besuchen. Zeit mit ihm zu reden blieb bis zum Kindergottesdienst. Der begann erst halb elf.
Als in der Dachstube das Licht ausging, löste sich ein Mann von seinem Beobachtungsposten hinter einer der Buchen im Pfarrpark. Frank Zenker gähnte herzhaft und begab sich zu seinem Wartburg, der um die Ecke in einer Seitenstraße stand. Er parkte den Wagen so, daß er das Pfarrhaus im Blick hatte, kurbelte die Scheibe herunter und beschloß, eine Stunde zu ruhen. Der geringste Laut, wußte der Oberleutnant, würde ihn hellwach werden lassen.
„Blödsinn – diese Rücksicht auf religiöse Mätzchen", murmelte er halblaut. Gleich darauf war er tief eingeschlafen.

Die Straße war menschenleer und bis auf das Quäken eines Babys zu dieser frühen Stunde still, als Lutz Berger die Schilder an der Tür studierte. Das Haus war verschlossen. Prauses Name stand nirgendwo. War sein Schild während der Haftzeit entfernt worden? Eine etwas hellere Stelle hob sich von dem dunklen, verschmutzten Klingelbrett ab. Dort, unter „Zoppeck", mußte vorzeiten ein winziger Kunststoffstreifen angenagelt gewesen sein. Berger klingelte auf gut Glück zweimal.
Oben in einer halb eingerichteten, halb verwahrlosten Bude gab sich Georg Prause reichlich nervös. Oder war er es auch? Zupfte immerzu an den frisch gewaschenen Gardinen, sah hinaus auf den Boulevard und die Tauben auf dem gegenüberliegenden Dach. Dem ihm ins Gewissen redenden Priester beteuerte er immer nur eins: „Ich hab' mir's anders überlegt. Wirklich. Ich bin nicht hingegang'. Wirklich, Herr Kaplan." Weiter, was für Kaplan Berger wichtig erschien: „Wo Härmann wohnt, weiß ich nicht."
Im Kindergottesdienst, bei der Predigt, entdeckte Kaplan Berger Prause unter dem Chor. Er hielt die Augen gesenkt, schien in Andacht versunken. Dazu paßte nicht die verkrampfte, in die Schultern eingezogene Haltung seines Kopfes.
Noch einen Fremden bemerkte Lutz Berger in der Kirche.

Drahtig, jung, mit lässig über den Bauch gefalteten Händen. Der folgte mit einer für einen Erwachsenen ungewöhnlichen Aufmerksamkeit der Predigt über den Guten Hirten, theologisch vereinfacht und dem Verständnis von Kindern angepaßt. Der Fremde sah aus wie ein junger, ehrgeiziger Offizier.
Hätte Lutz Berger achtgegeben, wäre ihm der Mann als Chauffeur eines Autos aufgefallen, das unterhalb des Boulevards parkte, als er das Klingelbrett betrachtete. Der Kaplan sollte Zenker zum letzten Mal sehen. Zwölf Uhr war Dienstschluß für den Oberleutnant. Merks und ein Leutnant übernahmen die Beobachtung des Kaplans. Und einer zweiten Person.

Eine Nonne, Schwester im nahe gelegenen Krankenhaus, brachte den beiden Geistlichen das Mittagessen. Sie benahm sich wie der Schatten ihrer selbst, und Monsignore Weisbach starrte sie beim Servieren mit seinen halbblinden Augen an. Erstmals nannte er da den Vornamen der vor ein paar Stunden umgekommenen Haushälterin. „Agnes", seufzte er. „Der Herr gebe dir die ewige Ruhe." Damit schien der Fall erledigt, denn die Krankenhauskost, zartes Schnitzel mit frischer Gemüsebeilage, gab ein Festessen ab, wie es im Pfarrhaus seit Jahr und Tag nicht dagewesen war.
Im Gebet nach der Mahlzeit gedachte der greise Gemeindevorstand der Dahingeschiedenen und vergaß in seiner pastoral bedingten Güte nicht, eine Bitte an den Herrn aller Dinge einzuflechten, er möge dem Mörder der Agnes Klepzig ein gnädiger Richter sein. Zur Polizei oder in die Pathologie, wie der Kaplan vage erwartet hatte, begab sich der Pfarrer nicht.
Mein Gott, dachte Lutz Berger, so also reagieren die einem nächst Verbundenen nach dem Ende. Wut regte sich in ihm: Der Mörder der Klepzig war unbedingt zu überführen! Und neben Wut kam ihm noch ein Geistesblitz.

Der evangelische Amtsbruder wohnte genau am anderen Ende der Stadt. Von ihm, den Kaplan Berger aus gemeinsamen Jugendveranstaltungen kannte, hatte er die Adresse erfahren.

„Ringo" — so lautete Vikar Schulzes Spitzname unter der Jugend — war im gleichen Alter wie Lutz. Nur der Unterschied in den Konfessionen, eigentlich ihr Unterschied im Amt, hatte sie keine Freunde werden lassen. Dabei mochten sie sich.
„Härmann?" hatte Ringo lächelnd gefragt. „Das ist doch dieser Knastologe? Der kommt zwar nicht in die Kirche, aber seine Mutter dafür regelmäßig. Treue Seele. Und bei der wohnt er. – Sag mal, wozu brauchst du den Härmann eigentlich?"
„Zum Haareschneiden", meinte Lutz Berger und tippte auf seine Krause. „Er hat so feine lange Hände."
Ringo grinste.
„Verstehe. Wollte es auch gar nicht so genau wissen."

Auch als Lutz Berger in der alten Häusersiedlung am Gartentor eines Einfamilienhauses läutete, kurz nach der Mittagszeit, hatten ihn die Genossen der K im Visier. Der Leutnant, ein unbedeutender Mensch mit Sozialversicherungsbrille, führte wie ein biederer Sonntagsspaziergänger einen Cockerspaniel spazieren, ein drolliges, noch sehr junges Tier, das der Genossin Wachowiak gehörte. Er ließ das Hündchen beinahe jede Zaunslatte beschnuppern und war über die gründliche Neugier seines Ermittlungshelfers recht zufrieden.
„Sie wünschen?" fragte eine als feine alte Dame zu kennzeichnende Frau. Sie verhielt, die Klinke festhaltend, in der halbgeöffneten Tür. Der Vorgarten strotzte von Rosenbüschen.
„Herrn Härmann", sagte der Kaplan. Und als die alte Frau eine abweisende Miene aufsetzte, fügte er hinzu: „Sagen Sie ihm, sein bester Kumpel ist..." (O Herr, verzeih mir die Notlüge, dachte Kaplan Berger.)
„Ähäm", hüstelte die alte Dame. „Mein Sohn ist leider nicht daheim."
Lutz Berger überlegte. Dann redete er schnell und eindringlich. „Doch, doch. Er ist zu Hause. Nennen Sie ihm meinen Namen. Lutz. Nur Lutz."
„Warten Sie", sagte die Dame. Sie schloß die Tür. Und er war sich nun sicher, daß er den Mörder der Pfarrhaushälterin antreffen würde. Alle Himmel! Wie würde er dem ins Gewissen

reden! Inzwischen hatte er Muße, ein eifriges Bienenvölkchen zu betrachten, das die Rosenblüten überschwemmte, und ein reizendes goldbraunes Geschöpf, dessen Tatendrang ein auffallend kurzsichtiger Bürger mit der Hundeleine bändigte.
Eine Minute, vielleicht zwei oder drei vergingen. Dann stand der Mann, den er suchte, in der Tür. Härmann lief zögernd zum Gartentor. „Kommen Sie", sagte er zum Kaplan.
Und gereizt bis aufs äußerste, empfand Lutz Berger den Rosenduft wie ein beizendes Aroma, wie das Priel des toten Fräuleins, das die Arme stets für den Abwasch des Geschirrs gebraucht hatte.
Oben, in einer gediegenen, einem ehemaligen Trickbetrüger anstehenden Wohnung, lag Härmann dem Kaplan binnen kurzer Zeit mit einem Schwall von Worten in den Ohren. „Herr Kaplan", jammerte er, „ich habe entsetzliche Angst. Ich getraue mir nich aus dem Haus. Wegen der Polente nicht. No, no. Aber Schorsch Prause – der wird mir killen. Nicht weg'n Knast. No. Weg'n – weil ich geseh'n hab', wie er das alte Fräulein umgelegt hat. Ich saß auf'm Baum. Auf'm Baum, yeas. Habe da abgewartet, ob Schorsch mit mir abrechnet. Auweia – dann haut er vor mein' Aug'n die alte Dame um. Blöder Vauxpas. – Wie? – Yes, wollte sagen blöder Fehler. Künstlerpech. Dachte ja selbst, ich komme da angeschlich'n oder er, der Schorsch. Sah ja aus wie wir, die nette Lady. Mußte dran glauben. – Kaplan, helfen Sie mir! Überzeug'n Sie Schorsch, daß..."
Kaplan Berger nickte zu Härmanns Mutter hinüber, die steif in einem Korbstuhl am Fenster saß und ein Deckchen häkelte. Beide sahen sich unangenehm ähnlich. Hart und verschlossen, ja geradezu eisig wirkten ihre Züge. Und selbst bei seiner gespielten Erregung hielt Härmann ein Bein übergeschlagen, fuchtelte lediglich mit der Zigarette, die in einer langen, verzierten Spitze steckte.
„Warum zeigen Sie Prause nicht an? Es wäre Ihre Pflicht als Zeuge eines – sagen wir: eines Totschlags."
Härmann wechselte die Zigarettenspitze von einer Hand in die andere, mit so einer Schlangenbewegung, die das Windige unterstrich, das dem ganzen Kerl eigen war. Die Mutter verzog,

ohne von ihrer Arbeit aufzusehen, ihre schmalen Lippen zu einem Lächeln.
„Ich getrau' mir doch nicht aus'm Haus, Herr Kaplan. Schorsch paßt mich ab, o yeas, das ist leider klar."
„Es gibt das Telefon."
Die Mutter fuhr dazwischen: „Sehen Sie eins bei uns?"
„In Ordnung", meinte der Kaplan und erhob sich. „Ich werde für Sie anrufen. Dann kriegen Sie die Polizei frei Haus."
Härmann sprang auf ihn zu. Schon glaubte der Kaplan, der sofort einen Schritt zurücktrat, seine Karatekenntnisse anwenden zu müssen. Doch der bullige Typ mit den feinen Händen faßte ihn nicht an. Leise, sehr leise sagte er bloß: „Ich verpfeif' keinen Kumpel vom Knast, das bringt nichts ein."
Berger glaubte Härmann kein Wort. Er erinnerte sich daran, wie Prause das Verhalten Härmanns in der Zelle geschildert hatte. Mit raschen Schritten lief er zur Tür. Wandte sich um und sagte ebenso leise: „Im Strafvollzug haben Sie wohl niemanden verpfiffen, verleumdet oder aufs Blut geärgert – wie?" Härmann blieb mit hängenden Armen stehen, wo er stand. Seine Mutter hatte sich erhoben und zischte: „Nun aber 'raus." Das letzte hörte Kaplan Berger nicht mehr. Er befand sich bereits wieder im Garten, schlug das Tor zu, registrierte im Vorübergehen den Spaziergänger, der es auf einmal eilig hatte, sein Hündchen vom Zaun wegzutreiben.
Laufen, nur laufen wollte Lutz Berger jetzt und schlug den Weg ins Wäldchen ein. Eins stand fest: Härmann hatte ihm nichts unter dem Siegel der priesterlichen Schweigepflicht anvertraut. Er durfte, was er gehört hatte, der Kriminalpolizei mitteilen. Vorher aber, wollte er in Gottes freier Natur, wo es sich bekanntlich am besten betet, alles mit seinem Herrn und Gott beraten.

Prause stand mitten auf dem Waldweg, auf einmal, als wäre er aus dem Himmel gefallen. Der Kaplan war rasch, mit gesenktem Kopf gelaufen und starrte nun in das, wie ihm schien, zu einem ausgesprochen blöden Grinsen verzerrte Gesicht seines Beichtkindes.

„Kein' Schritt weiter." Berger verstand nicht. Wie um ihn zu beruhigen, setzte er einen Fuß vor, streckte die Hand nach Georg Prause aus. Der Forst war hier schon wieder ziemlich dicht. Sie waren ganz allein. Und Prause packte den Kaplan am Handgelenk.

„Schwein", sagte Prause. „Elendes Pfaffenschwein." Immer noch verstand Lutz Berger kein Wort. „Seit du weg bist von mir", knurrte Prause – tatsächlich hörte sich seine Rede wie Knurren an –, „hab' ich dich auf'm Kien. Hast wohl mit Härmann jetz' alles bekakelt, wie man mich fass'n kann? He! Sonst würde mir doch keiner abneh'm, wieso ich 'n Grund gehabt hätt', die Klepzig übern Jordan zu schaffen! Das Motiv brauchst du doch noch für deine Anzeige?"

„Schorsch", sagte der Kaplan. „Du denkst doch nicht wirklich, ich würde unser Geheimnis verraten? Warum wärest du sonst zu mir beichten gekommen?"

Prause lachte trocken auf. „Trickse nicht, du Dreckschwein. Eben, weil du dein Beichtgeheimnis und damit deine ganze gottverdammte Heiligkeit bewahr'n wolltest, bist du zu Härmann gelauf'n. Der hat dir alles brühwarm erzählt – das vom Knast. Und nun willst du zur Plempe und erzählst denen haarklein das Ding von heute nacht."

Prause steigerte sich in seiner Wut. Packte nun auch das andere Handgelenk des Kaplans. „Rede! Was hat dir Härmann vorgesungen?" In seinen Augen las Lutz Berger unglaubliche Angst.

Er sah zu, daß er in seinen Beinen genügend Geschmeidigkeit empfand, besonders im rechten Knie. „Georg, ich weiß, du bist unschuldig. Härmann wollte ich anzeigen gehen, daß du es weißt", erklärte der Kaplan.

„Winde dich nicht 'raus, Pfaffe! Mich führst du nicht hinters Licht." Und Prause hob den Fuß, um das Zwerchfell des Kaplans ein wenig zu massieren und ihm dadurch vielleicht die für ihn wichtigen Informationen zu entlocken.

Es war eine unbewußte, theologisch nicht einwandfrei vertretbare Reaktion. Plötzlich lag Georg Prause auf dem weichen Nadelboden des Waldwegs, und sein Körper war dank des

ausgezeichneten Beinhebels des Kaplans für Augenblicke wie gelähmt.

Als er die Augen nach einer Minute aufschlug, staunte Prause nicht schlecht, als er auf einmal drei Männer und einen Hund vor der im Untergang begriffenen Sonne auf dem Weg stehen sah. Einen Mann kannte er, diesen Gustav Merks, Leiter der Morduntersuchungskommission. Der legte Kaplan Berger eben die Hand auf die Schulter und fragte: „Sie sind uns hoffentlich nicht böse, daß wir Sie ein paar Stunden im Auge behalten mußten?"

„Und Sie", fragte der Kaplan mit einem Blick, der voller Mitleid war, auf den sich eben aufrappelden Prause, „verstehen hoffentlich, warum ich mein Geheimnis wahren mußte?"

Merks lächelte. Und dann sagte der alte Merks einen Satz, der den ihn begleitenden Leutnant, der Prause eben Handschellen anlegte, ziemlich erstaunte. „Vor Ihrem Beichtgeheimnis" sagte Merks, „habe ich nach wie vor Achtung. Wenn wir in unserer Zeit mehr solche verschwiegenen Menschen hätten wie Sie, denen man alles anvertrauen kann – ich wäre froh."

Kaplan Berger meinte: „Ein gewisser Härmann war der Mörder. Nehmen Sie Herrn Prause die Fesseln ab. Ich werde keine Anzeige gegen ihn erstatten. Es war ein sportlicher Vergleich. Prause fühlte sich von mir bedroht."

„Zu Recht", bestätigte Hauptmann Merks. „Denn Prause hat Ihre Haushälterin erschlagen. Die Spuren am Schirm – Ihrem Schirm, Herr Kaplan – stimmen mit seinen Fingerabdrücken überein."

0,25

31235